

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 77 (1968)
Heft: 4

Artikel: Mensch und Tier
Autor: Corti, Walter Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Museum nennen wir ein den Musen geweihtes Haus. Man fragt sich dann allerdings, was ein Schuh- oder Nähmaschinenmuseum mit diesen noch zu tun hat. Aber mit etwas gutem Willen lässt es sich verstehen. Heute sind es meist Sammlungen seltener geologischer, botanischer oder zoologischer Objekte, dann Sammlungen von Werken der Kunst, der Technik oder Zeugnissen der Geschichte.

Versuchen wir uns ein Museum des Seins aufzubauen, in dem für jede der grundlegenden Phänomenklassen je nur ein symbolischer Beleg steht, so erstaunt es uns, wie rasch wir damit zu Ende kommen.

Der *Raum* stellt sich gewissermassen von selbst zur Verfügung, und die *Zeit* möge eine tickende Uhr symbolisieren. Ein Bergkristall repräsentiert das ehrwürdige Reich der *Materie* — Sonne, Mond und Erde, die Ozeane und die Kontinente. *Materia* hängt mit *mater*, Mutter, zusammen: *materia rerum*, das bedeutet Muttersubstanz aller Dinge. Für das Reich der Pflanzen wählen wir eine Kokosnuss, für das der Tiere ein Schneckenhaus. Hier kommt zur *Materie* das Prinzip *Leben*. Ein raumzeitlich-materielles und lebendes Wesen ist auch der Mensch, der erste Freigelassene der Natur, wie Herder ihn sah. Und in ihrem Rahmen, mit ihren *Materien* wird der Mensch selbst ein Schöpfer mit den Werken seiner Kultur: den Geräten, Maschinen, Gemälden und Tempeln; den Aekern, Strassen, Dörfern und Grosstädten. Rosen und Eichbäume, Käfer und Schwalben entwachsen dem mütterlichen Naturschoss, Autos und Computer, Elektronenmikroskope und Mondraketen baut sich der geistschaffende Mensch.

Bis jetzt genügten merkwürdig wenige Schubladen und Etiketten, um die Bauelemente des Seins zu ordnen. Aber in uns selbst finden wir noch eigenartige Geschehnisse, Erlebnisse ganz anderer Art, vor, die uns im Ich bewusst werden: Gefühle, Stimmungen, Affekte; dann Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, — das Staunen, die Stimme des Gewissens, die Sinnunruhe, das Verlangen nach Wahrheit und Erlösung. Sie lassen sich so wenig in eine Schachtel legen wie Raum und Zeit. Man hat auch hier eine Klassifizierung, eine Schichtung der Phänomene versucht, von der *Seele*, vom *Geiste*, vom seelischen und geistigen Sein gesprochen. Sie sind uns nur als Akte fassbar, sie gleichen der Flamme, die nur im Brennen ihr Sein hat. Und im Felde dieser aktiven Innerlichkeit wird uns das Wunder der Welt, wie unser eigenes Wunder bewusst; wir suchen beides zu verstehen, Wesen und Sinn des Wunders zu ergründen.

Gibt es nun seelisches und geistiges Sein auch schon in der vormenschlichen Natur? Denken die Tiere, empfinden die Pflanzen, fühlen die Atome? Oder findet sich diese bewusste Innerlichkeit erst beim Menschen? Oder kommt der Pflanze nur Leben zu, dem Tier Leben und Seele — animal von anima —, dem Menschen aber, dem höchsten Schosskind des Seins, zu diesem auch noch der Geist? Und stammen vielleicht alle drei Erscheinungen aus der mütterlichen *Materie*? Wir wissen es nicht, noch nicht.

Wo es Fuss fasst, grünt über die Erde hin das ältere, schwesterliche Lebensreich der Pflanzen. Es hat die Bedingungen für alles nachfolgende tierische Sein geschaffen. Der Mensch fühlt sich ihm verwandt; gern vergleicht er sein eigenes Dasein mit der Hinfälligkeit des Grases, mit dem Welken der Blätter, mit dem Kommen und Gehen der Blumen, und wie all ihre Schönheit in die Frucht reift.

Aber noch weit verwandter rühren uns die Tiere an, diese sprachstummen Beweglichen, die uns scheu suchen und heftig fliehen — wieviel ärmer wären wir ohne sie, wie arm und gefährdet wird *ibr* Leben durch das unsere.

Man stellt gerne, aus vielen Gründen, Mensch und «Tier» gegenüber, besonders um die Unterschiede und das Gemeinsame herauszuarbeiten. Es lohnt sich, hier genauer zuzusehen. Denn da steht eine klar zu fassende Gestalt einem Riesenheer der allerverschiedensten Formen gegenüber. Man denke nur, um von den Einzellern ganz zu schweigen, an die Schwämme des Meer- und Süsswassers, an die zierlichen Quallen, die Blumentiere, die Strudel- und Gürtelwürmer, die Räder- und Moostierchen, die Fülle der Schnecken und Muscheln, die faszinierenden Tintenfische, die Vielfalt der Krebse. Dann an die Spinnen, die Vierfüssler, das gewaltige Gekrabbel der Insekten, die Seelilien, die Seesterne und Seeigel, all die Fische, Amphibien, Reptilien und Vögel, endlich an die Säugetiere.

Mensch und Tier: Was ist da jeweils auf der Gegenseite gemeint? Nur der Schimpanse, der Hund und das Pferd? Oder eine Blattlaus, ein Wal, ein Eichhörnchen? Oder sie alle zusammen: die gesamte, grosse Tierheit? Das wird mehr und mehr der Sinn der modernen Gegenüberstellung, und sie wächst sich immer tiefer zu einer Revolution des Weltbildes aus.

Weltanschauliche Voreingenommenheit liess den Menschen lange nicht erkennen, dass alle Tiere miteinander verwandt sind, dass sie sich aus einfachen Gestalten zu den komplizierteren und höheren «entwickelt» haben.

Der Mensch wagte es nicht, die Schöpfungskräfte ins Leben selber zu legen und sich als den letzten, jüngsten Spross dieses Werdens zu sehen. Dabei stammen wir nicht von heute lebenden Affen ab, sondern mit diesen von gemeinsamen, nunmehr leider ausgestorbenen Vorfahren. Der merkwürdige Aenger auch noch über eine solche Zumutung ist schlecht untersucht. Aber er beleuchtet die Einstellung zum Tiere in seiner gleichsam noch vorkopernikanischen Phase. Zu den vielen Zeugnissen gehören auch die Schimpfnamen, mit denen der Mensch seinesgleichen bedenkt, um an ihm Tierhaftes hervorzuheben oder sich, weniger bedeutsam, mit dem Tier zu vergleichen. Schopenhauer rief einem Hund, der ihn ärgerte, nach: «Du Mensch!» Das kann jedoch nur dem Menschen verständlich sein, und es soll auch ihn allein treffen. Der Hund ist heute noch lebendes Zeugnis des Weges zum Menschen und nicht der Mensch.

Schimpft dagegen einer den andern «Esel!», so könnte er im Menschen das Fortlebende und so anwesende Eselhafte aus der tierischen Erbfülle meinen und herausheben wollen. Aber ist denn der Esel wirklich ein solcher, oder ist er nur einer, weil wir ihn Esel nennen? Es kann das Störrische an einem Menschen sein, das uns reizt, ihn wegen der erfahrenen Störrigkeit des Grautieres auch so zu heissen. Aber ein Schwein ist selten ein solches. Was ein moralisches Schwein vollbringt, vermag ein wirkliches nie auszuführen.

Schreiben wir Verhaltensweisen, die sich nur in uns selbst finden, den Tieren zu, so tun wir ihnen darin Unrecht. «Nicht aller Mensch ist im Tier», sagte noch vor Darwins Zeit der St.-Galler Peter Scheitlin, «aber alles Tier ist im Menschen.» In uns sind die moralischen Werte bewusst geworden, gleichviel, ob wir sie geschaffen oder vorgefunden haben. Es drängt uns von diesen her, auch das Tierreich moralisch zu deuten. Dieser moralische Anthropomorphismus kann gänzlich in die Irre gehen und dabei zusätzlich verschleiern, dass alle unsere Verhaltensweisen aus dem Tiersein stammen. So gibt es zu denken, dass die Chinesen im Esel ein weises Tier verehren und dass für die Malayen die Affen keineswegs «ein Gelächter und eine schmerzliche Scham» bedeuten wie für Nietzsche. Orang Utan heisst bei ihnen der Waldmensch, und sie sagen von diesem, er könne sehr wohl reden. Er schweige nur, weil man ihn sonst sofort zur Arbeit heranziehen würde.

Wir tragen noch das volle Tiererbe in uns, aber die Zügel der das tierische Verhalten regelnden Instinkte sind bei uns vielfach locker geworden oder gerissen, und so strömen die alten Triebe in eine neue Freiheit mit allen

erst noch auf neuer Ebene zu bändigenden Masslosigkeiten. Zudem fällt auf, dass Tiernamen als Schimpfwörter vorwiegend Haus- und Heimtiere betreffen, die anders sind als ihre wilden Verwandten. Sie haben im Umgang mit dem Menschen nicht nur gleichsam von dessen Tugenden und Untugenden angenommen, sondern sind ihm, dem Selbstdomestikator, schon durch die Domestikation ähnlich geworden. Aber es bleiben gute Rätsel, warum uns der Löwe königlich erscheint und wir vom stolzen Adler sprechen. «Weide meine Schafe,» sagt Jesus. Doch der Diktator will lieber einen Tag als Löwe, denn hundert Tage als Schaf leben. Dem Schimpf steht das Lob gegenüber, für dieses sehe man sich die Tierwahl der Heraldik an.

So liegt, wo menschliche Verhaltensweisen tierisch, brutal oder bestialisch genannt werden, zumeist nur spezifisch Menschliches vor. Eine Stätte wie Auschwitz hat ihre tierische Basis im Menschen, ohne diese kann er überhaupt nichts schaffen. Sie allein aber treibt keine rationalisierte Mordinstitution hervor. Bringt der Mensch im Tun des Bösen tierische Anlagen zur Entfaltung, die eben nur er, als die Bestie der Intelligenz, entfalten kann, so drängt sich eine Art Solidarität der Schuld im Gesamtbereich des Lebens auf. Dann liegt das «Tier» in uns als das Böse ständig auf der Lauer und wartet wie die Vulkan tiefe auf die Stunde seines Durchbruches. Als einst der Historiker Niebur die Septembermorde der Französischen Revolution darstellen sollte, schrieb er: «Diese Szenen sind so furchtbar, dass es mir unmöglich ist, sie zu schildern. Sie zeigen, wie die Tierheit des Menschen wüten würde, wenn nicht höhere Mächte, die uns oft lästig werden, sie bändigten.» Schelling nennt den «wahren Grundstoff alles Lebens das Schreckliche». Nehmen wir an, es werde im Menschen ins Freie gesetzt, in die Aktualität, so bleibt es eben im Tier doch gebunden, gebändigt. Wenn Raubtiere vom Töten anderer Wesen leben, *müssen* sie es tun. Der Mensch aber ist selbst der Freie vor diesen Mächten; erst wenn er vor ihnen kapituliert, schleifen sie ihn, und erst wenn er sie bejaht, wird er allein und kein Tier vor ihm (!) schuldig. In der verantwortlichen Freiheit seiner Stellungnahme zu den Werten liegt *sein* Wesen. Wo das Tier in der bewussten moralischen Entscheidung in die Schuld gerät, ist es Mensch geworden. Im Uebergang des sogenannten Naturmenschen zum Kulturmenschen enthüllen sich die letzten Probleme auch des tierischen Seins.

Und so ist uns das Tierreich weit über alles Erfreuliche, Kuriose und Interessante, über das Schöne, Tröstliche und Nützliche hinaus bedeutsam. Der Mensch sucht im

eigenen Rätsel das Rätsel des Seins zu lösen. Er will wissen, woher er kommt, wohin er geht, was im Hiesigen seine Aufgabe bildet. Er begreift sich heute als ein aus der Tierheit Aufgestiegener, fasst sich selbst als das metaphysische, in Begriffen denkende, sinndeutende, gottsuchende Tier. Die animalische Herkunft entwürdigt ihn nicht mehr, im Gegenteil, bei ihm steht es, diesem grossen Weg des Werdens die Würde des Sinngelingens zu schaffen. Er bekennt sich zu seiner Herkunft, ja, er zeigt sich als Erkennender erkenntlich. So sagt Christian Morgenstern:

*Ich danke euch,
Stein, Kraut und Tier,
und beuge mich
zu euch hernieder.
Ihr balzt mir
alle drei zu mir.*

Es hat lange gedauert, bis der Mensch sah, dass die selbstgeschaffenen Mythen immer nur das hergaben, was er in sie hineinlegte. Jetzt deutet er mit Hingabe die Runen des versteinerten Lebens, die Verhaltensweisen der Pflanzen und Tiere, um sich selbst, das Werden seines Leibes, seiner Seele, seines Geistes zu verstehen. Die Saat Lamarcks und Darwins reift erst noch. Diese Pioniere hatten es schwer wie alle Pioniere. Was sie fanden, konnte unmöglich schon das Gültige und Endgültige sein. Was ihre Lehre vielleicht mehr als sie selbst forderte, war eine Umkehr im gewohnten, althergebrachten Denken, eine radikale Neuorientierung im Weltanschaulichen. In Teilhard de Chardin sehen wir diesen Prozess nun auch im Christentum selbst durchbrechen, die Sichten der Werdeforschung dem Weltbild des Glaubens einbauen. Die Ausdeutung der Ergebnisse von Konrad Lorenz und seiner Schule steht erst noch bevor.

Man hat den Menschen den Hüter und Hirten des Seins genannt, in einer Zeit, wo er mehr als der radikale Gefährder mindestens seiner irdischen Wohnstätte erscheint. Findet er im Abgrund seiner Nöte noch einmal die rettenden Einsichten, dann wird wohl auch sein Verhältnis zu Tier und Pflanze einen neuen Rang erhalten. Ansätze dazu lassen sich viele aufweisen.

Wer oder was hat diesen Reigen des Werdens eingeleitet, welcher Choreograph ihn entworfen oder geplant? Geschieht er absichtslos, wächst der Zweck, der Sinn erst im Geschehen selbst? Sucht hier ein blinder Wille das Sehenkönnen, ringt ein unbewusstes Weltwesen nach Bewusstsein, ein gequälter Weltgrund nach Erlösung? Das rührt

an alte Ahnungen der Menschheit, die sich nun wieder mit neuen Gehalten füllen und das Herz der Heutigen bewegen. In Raum und Zeit wandelt sich die Materie rätselreich in die Gestalten der Pflanzen und Tiere, und schliesslich erscheint der Mensch, der diesen Gang des Werdens überdenkt. Ist er darin allein? Oder lauschen die Mächte des Herkommens erwartungsvoll allem, was er sagt? Ein alter indischer Spruch gibt uns ein Letztes zu bedenken:

*Gott schläft im Stein
atmet in der Pflanze
träumt im Tier
und erwacht im Menschen.*

